

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 73 (1998)
Heft: 3

Anhang: Extra 1 : "Bitte Wurst und Poesie!"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

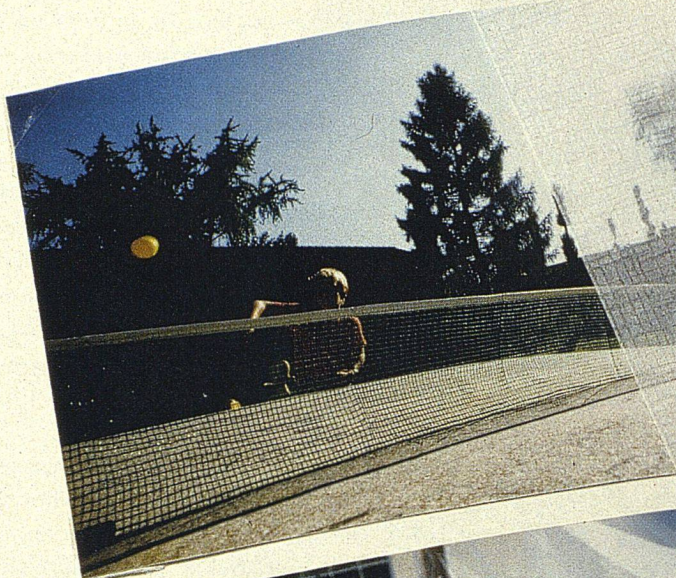
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.04.2026

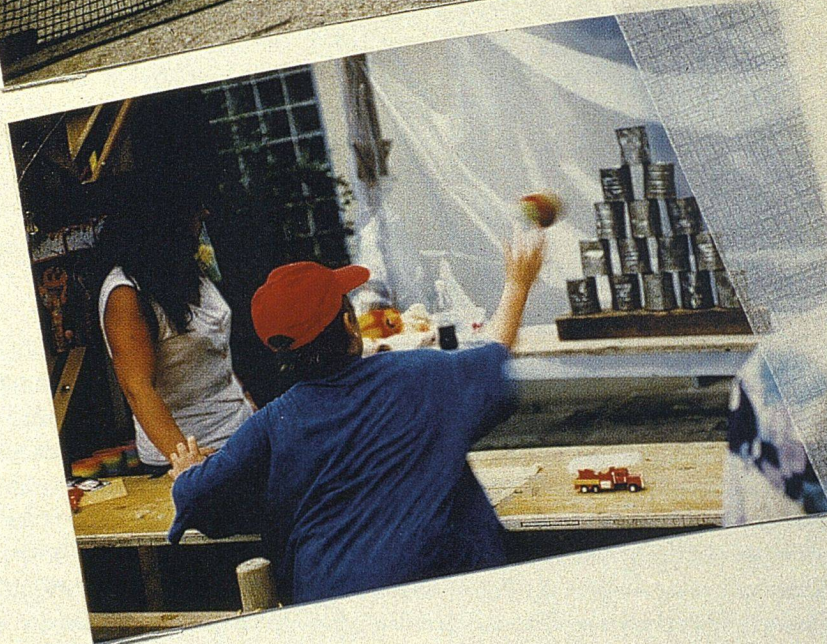
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Bitte Wurst und Poesie!»



«Kokos» sind angesagt: Ein altes Hausmittel gegen die Anonymisierung lebt wieder auf. Koloniekommissionen in Genossenschaften bieten den Rahmen für Treffs und Nachbarschaftshilfe. Was sie an kulturellen Erlebnissen zu bieten haben, ist allerdings höchst unterschiedlich.

Text: Jürg Zulliger



Schenker Storen AG

Sonnen- und Lamellenstoren
Rolladen und Fensterladen
Unterhalt und Reparaturen
Telefonnummer 062 / 858 55 11

**Schenker
Storen**

Gartenspass statt Reisestress

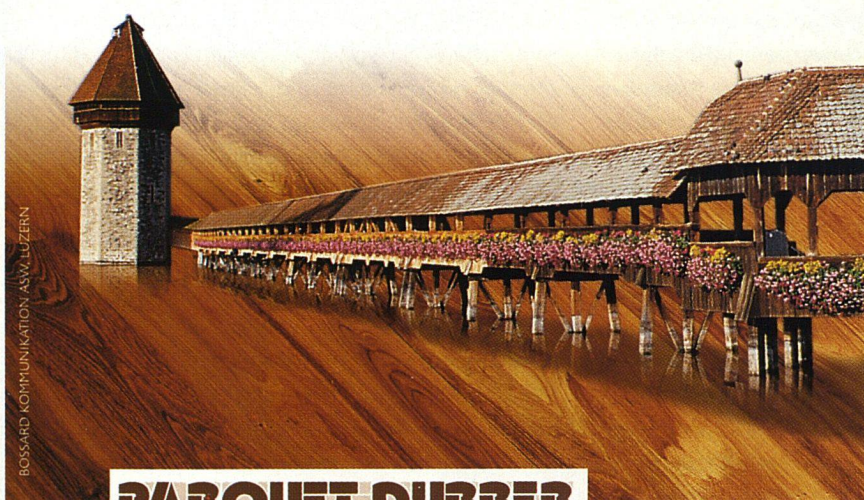
Schenkers Sonnenstoren erleichtern die Wahl.



Beim Kauf einer Sonnenstore im Winter können Sie das für Sie schönste aus 5 Geschenken auswählen.

Buchen Sie schon im Winter Ihre Sommerferien zuhause: Gratis-Nr. 0800 802 812

Ebenso einmalig



PARQUETORAMA

Erleben Sie die grösste Parkettausstellung weit und breit.

Öffnungszeiten: Täglich während den Bürozeiten sowie jeden 1. und 3. Samstag des Monats.

PARQUET DURRER

GIBT DEN BODEN AN. LE SOL DU BON TON.

Was der Mensch aus natürlichen Materialien schafft, ist immer einmalig. Deshalb ist jedes **DURRER-PARKETT** ein beeindruckendes Einzelstück.

Fasziniert vom Einmaligen? Dann besuchen Sie unser PARQUETORAMA. Oder bestellen Sie unsere Dokumentation unter Telefon 041-670 02 02.

Parquet Durrer AG
6055 Alpnach Dorf
Tel. 041-670 02 02
Fax 041-670 02 03
mail@parquet-durrer.ch



LISTONE
GIORDANO

So müssen Sie sich das neue Kochen mit Induktion von ZUG vorstellen.

PUBLICIS



Trotz kalten Platten kochen Sie 4x schneller. Und die Wärmedosierung ist so feinfühlig und flexibel, wie Sie sich's schon lange erträumt haben. Was bis jetzt Chefköchen vorbehalten war, macht ZUG mit einem überlegenen Angebot an Induktionskochfeldern auch privaten Haushalten zugänglich. Wo man sich natürlich auch über das markant sparsamere Kochen freut.

Interessiert, wie bisher nur Profis kochten? Dann senden oder faxen Sie den Coupon an V-ZUG AG, Postfach, 6301 Zug, Tel. 041 767 67 67, Fax 041 767 61 61.

Name/Vorname _____
DW

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort _____

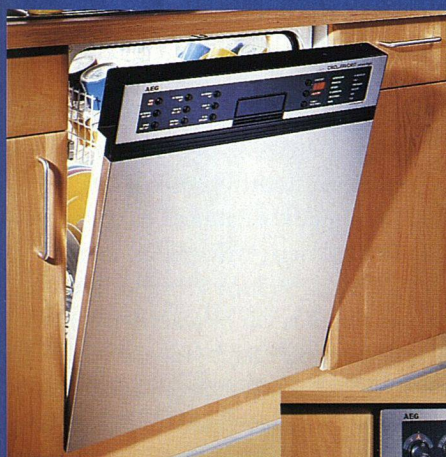
Telefon _____



Führend in Küche
und Waschraum.

Wir haben den Umweltgedanken in neue Formen gebracht.

Einbau-Kochfelder
VITRAMIC:
SENSOR-CONTROL-
Topferkennung,
Digitale Anzeigen,
TOUCH-CONTROL-
Berührungsschalter,
Halogen- und schnellauf-
glühenden Kochstellen,
Induktions-Beheizung,
3-Std.-Abschaltautomatik



Geschirrspüler
ÖKO-FAVORIT:
Keiner ist leiser,
keiner sparsamer,
keiner einfacher zu
bedienen.
TURBO-TROCKNEN,
Startzeitvorwahl,
Mengenautomatik



Einbau-Herde/-Backöfen
COMPETENCE:
Bis 30% Energieeinsparung
dank Backraumteiler
und Energiesparpaket,
„Cool-Front“-Hitzeschutz,
Schnellaufheizung,
Versenkknebel,
PYROLUXE®-Selbstreinigung,
Backwagen

Wie kein anderes Unternehmen der Hausgerätebranche hat AEG konsequent neue Massstäbe in der Umweltverantwortung gesetzt. AEG hat seit jeher darauf geachtet, Fortschritt und Umweltbelange auf einen Nenner zu bringen und verfügt heute über die entsprechende ökologische Kompetenz und das technische Knowhow. Innovative Hausgeräte, die optimale Leistung und grösstmögliche Sparsamkeit in ideale Verbindung bringen.

Ein weltweiter Vorsprung, der auch ein besonderes Design verdient:

Die neuen Einbaugeräte von AEG.

Beim guten Fachhandel.

Info-Telefon 01 405 87 87, A + T Hausgeräte AG, Zürich

AUS ERFAHRUNG GUT **AEG**



IST BAUKNECHT DRIN, IST ALLES DRIN. Falls Sie Ihr Essen erst später servieren: PureHalogen-Kochfelder von Bauknecht lassen sich mit schweizerischer Präzision regulieren – z.B. auf konstant niedriges Warmhalte-Niveau. Und kühlen dazu so schnell ab, wie sie sich erhitzen: im Blitztempo. Damit Sie nur mit dem Essen fertig sind – und nicht mit den Nerven.



Entweder Sie essen, wenn es fertig ist. Oder dann, wann Sie wollen.

Bauknecht

«Bitte Wurst und Poesie!»

«Seid ruhig!» mahnt der Samichlaus und läutet kräftig mit der Glocke. «Wisst ihr noch, was ich euch letztes Jahr gesagt habe?» Jetzt wird es einen Moment lang ruhig im Saal. «Mehr Ordnung im Hof, sagte ich. Und habt ihr euch daran gehalten?» – «Nein», sagt ein Achtjähriger. Irgendwie meint er es ehrlich, und doch steht ihm der Schalk ins Gesicht geschrieben. Nachdem sich das laute Gelächter gelegt hat, geloben die Kinder, sich zu bessern. Als später jedes von ihnen nach vorne geht, um seinen Chlausack zu holen, schwatzen die einen wieder laut miteinander, andere spielen mit den Fingern an den Kerzen, sehen, wie das heisse Wachs auf den Tisch perlt.

Text: Jürg Zulliger

Fotos im Album: Ralph Hut

Organisiert hat den Chlausabend die Koloniekommission Schaffhauserstrasse der ABZ – mit Erfolg. Von den ganz Kleinen bis zu den 12jährigen sind alle 20 Kinder gekommen. «Wir wollen den Kindern einen Rahmen bieten, wo sie sich kennenlernen können», nennt Daniel Strebel, Präsident der Koloniekommission, den Hauptzweck des Abends. «Brücken zu bauen», auch unter den verschiedenen Nationalitäten, und zum guten Zusammenleben beizutragen, ist für ihn generell die wichtigste Aufgabe einer Koloniekommission. Dazu werden vom Raclette-Abend über das jährliche Genossenschaftsfest bis zu Ausflügen verschiedene Veranstaltungen angeboten. Zudem nimmt sich die Koloniekommission der Gestaltung des Innenhofs, des Spielplatzes, aber auch der Betreuung einer Kompostanlage an.

Vor allem bei den grossen Zürcher Mieter/innengenossenschaften haben die Koloniekommissionen («Kokos») eine grosse Bedeutung. In der ABZ gibt es insgesamt 26 solcher Organisationen, das sind zusammen mindestens 200 Freiwillige, die zum kulturellen und sozialen Leben in den Siedlungen einen wichtigen Beitrag leisten. Neben der Veranstaltung von Anlässen ist es die Aufgabe der Kokos, Anliegen aus der Kolonie bei den verantwortlichen Stellen der ABZ vorzubringen. Je nachdem, ob gerade wichtige Veränderungen anstehen (etwa eine Sanierung) oder nicht, wird von dieser Möglichkeit mehr oder weniger Gebrauch gemacht. Mit der jüngst erfolgten Statutenrevision hat die ABZ die Kokos noch aufgewertet, etwa indem die jeweiligen Jahresversammlungen klar geregelt werden und ein ausdrückliches Antragsrecht an die Leitungsorgane der Genossenschaft festgeschrieben wird. «Die Pflege des genossenschaftlichen Gedankenguts» ist der in den Statuten an erster Stelle genannte Zweck. «Die Koloniekommissionen sind

das Herz der Genossenschaft», betont ABZ-Präsident Peter Schmid. «Sie sind die Grundlagen einer guten Nachbarschaft, aber auch Ansprechpartner, um interne Probleme zu lösen», führt er weiter aus. Gemäss einer breit abgestützten Befragung in der ABZ werden Koko-Veranstaltungen insgesamt von mehr Mieter/innen besucht als offizielle Anlässe wie die Generalversammlung.

Kultur kommt in die Siedlung

Das jeweilige Selbstverständnis der Kokos ist freilich so vielfältig wie die Siedlungen und ihre Bewohnerschaft. Während in einigen Fällen der Präsident der Koko notfalls persönlich von Tür zu Tür geht, um zum Rechten zu schauen, bieten andere ein Angebot, das im engeren Sinne als «Kultur» zu verstehen ist. In der Kolonie Tobler-/Hochstrasse etablierte sich beispielsweise ein «Kulturkreis» (eine Untergruppe der Koko), der Lesungen, Besuche in Museen, Dia-Vorträge oder Veranstaltungen wie «poetische Geschichten und Musik» organisiert. «Wir wollen zeigen, dass zur Genossenschaftsidee mehr gehört, als Cervelats zu bräteln», nennt Theo Stierli vom «Kulturkreis» als Motiv. Ältere Menschen zum Beispiel würden abends nicht mehr so gern an grosse kulturelle Veranstaltungen gehen und schätzten daher das nahe Angebot im Quartier. Das Programm bot schon einige Rosinen, etwa eine Lesung mit Otto Steiger.

Dahinter steckt oft ein grosses Engagement, das aber nicht immer ein entsprechendes Echo auslöst. «Profitieren wollen alle, helfen will niemand», ist die in einer Umfrage bei Kokos am häufigsten gehörte Aussage. Oft kritisieren engagierte Genossenschaftler/innen, dass ein Teil der Mieterschaft wohl an der günstigen Wohnung interessiert sei, nicht aber am Kolonieleben. «Übers ganze Jahr hinweg ist es etwa ein Drittel, der in irgendeiner Weise teilnimmt», schätzt Margrit Rutzer, Präsidentin der Koloniekommission Schwamendingen in der ASIG. Im Vergleich zu früher sei das Interesse zurückgegangen. «Die Jungen sind anders erzogen worden, ausserdem gibt es heute ein viel grösseres Freizeitangebot», meint die engagierte Genossenschaftlerin, die seit 20 Jahren in der Koko wirkt. Für sie ist das aber noch lange kein Grund aufzuhören, denn etwas für den Zusammenhalt beizutragen, «damit die Leute sich kennenlernen», hält sie unverändert für sehr erstrebenswert, und sie schätzt die tolle Kollegialität in der Kommission. «Die Kokos sind gerade heute wieder sehr zeitgemäss», betont sie. «In bestimmten Situationen kann es für die Leute sehr wichtig sein, irgendwohin gehen zu können, wo man getragen und für voll genommen wird – schon allein moralisch.»

Auf ein überraschend grosses Interesse stösst die Arbeit der Kokos in neu erstellten Siedlungen. So meldeten sich in der Überbauung Rütihof der ASIG mit 135 neuen Wohnungen spontan 13 Freiwillige für die Koko. Die Gründungsveranstaltung entpuppte sich als Publikumsmagnet – rund 120 Genossenschaftler/innen wurden gezählt. «Die Leute wollten bei der anstehenden Gestaltung der Aussenräume und



Bild: zvg

der Spielplätze mitwirken», vermutet Koko-Präsident Christian Bähni. Auch das Interesse an Betreuungsmöglichkeiten für Kinder habe eine Rolle gespielt. Das Schwergewicht der Tätigkeit liegt auf der Schaffung von Treffpunkten, sei es in den Gemeinschaftsräumen (wo sich bereits eine Kinderspielgruppe etabliert hat) oder im Freien durch das Aufstellen von Tischen und Bänken. «Wir wollen nicht einfach nur unsere Anlässe durchziehen, denn wir verstehen uns ja nicht als Dauer-Organisationskomitee der Verwaltung», betont Bähni. Die neue Koko definiert sich als «Sprachrohr der Mieter/innen» und will mit ihnen gemeinsam etwas erreichen.

Kultur der Mitbestimmung

In den meisten Fällen kommt den Kokos eine soziale, teils eine kulturelle Funktion zu, wobei es aber eine klare Trennung zu den Aufgaben der Verwaltung gibt. Die Vermietung

von Wohnungen, aber allzu oft auch die Vermittlung bei Konflikten, bleibt Sache der Geschäftsstelle. Doch in etlichen Genossenschaften kommen weitergehende Selbstverwaltungsrechte dazu. Zum Beispiel in einigen neueren Überbauungen der Wohnstadt in Basel: «Die Siedlungsvereine dienen dazu, von der Bevormundung durch die Verwaltung wegzukommen», erklärt Fernanda Roth, verantwortlich für die Verwaltung bei der Wohnstadt. Die Organisation der Mieter/innen entscheidet über die Vergabe von Wohnungen, regelt die Umgebungspflege, die Nutzung der Gemeinschaftsräume und ist Vermittlungsinstanz in Konfliktsituationen.

Nicht zu übersehen ist andererseits, dass Genossenschaften in vielen Regionen der Schweiz keine Koloniekommissionen haben. «Das gibt es bei uns nicht, weil wir keine Mietergenossenschaft sind», erläutert etwa Max Brüllmann,



Geschäftsführer der Familien-Baugenossenschaft Bern. Er betont aber, dass in den Grossüberbauungen Tscharnergut, Betlehem, Gäbelbach oder Holenacker die Quartiervereine sehr aktiv seien und ähnliche Aufgaben übernehmen würden. Dennoch wird auch in der Familien-Baugenossenschaft darüber nachgedacht, mehr Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen. Das sei auch ein Beitrag zur Sicherheit im Quartier, meint Max Brüllmann. Ob dies durch die Schaffung von Mieterorganisationen oder durch eine professionelle, soziale Beratungsstelle angegangen werden soll, ist zurzeit noch offen. «Das Bedürfnis nach einer Anlaufstelle, die von der Verwaltung unabhängig und neutral funktioniert, ist sicher vorhanden», sagt Brüllmann.

Kultur der Generationen

Ähnlich tönt es bei der Allgemeinen Baugenossenschaft in Luzern (ABL): «Bis jetzt gibt es keine Koloniekommissionen, wir machen uns aber Gedanken, etwas in diese Richtung zu unternehmen», sagt Geschäftsleiter Bruno Koch. Allein die Grösse der Genossenschaft rufe nach einem Bindeglied zwischen Mieterschaft und Verwaltung. Die Tatsache, dass eine Veranstaltung unter dem Titel «Senioren-selbsthilfe in der ABL» auf enormen Zuspruch stiess (500 Teilnehmer/innen!), hat jetzt die Idee eines Seniorenrates aufs Tapet gebracht. Die Organisation von Anlässen, Geselligkeit, aber auch die Diskussion neuer Wohnformen im Alter sowie Massnahmen, um für Betagte Betreuungsmöglichkeiten zu schaffen, könnten die künftigen Aufgaben sein.

Auch wer über den Kreis der Genossenschaften hinaus-blickt, findet ähnliche Beispiele. Denn von gewissen anderen Vermietern werden Mieterorganisationen ebenfalls gefördert. So rief zum Beispiel die «Winterthur»-Versicherung zu ihrem 100-Jahr-Jubiläum die Stiftung Winterthur-Modell ins Leben. Im Rahmen dieses Projektes wurde in der Überbauung Unteres Bühl in Winterthur die Integration verschiedener Generationen angestrebt, Gemeinschaftsräume wurden eingerichtet und pro Block ein Mieterrat ins Leben gerufen. «So wird ein Minimum an Gemeinschaftlichkeit in einem Wohnblock und eine gewisse Mitbestimmung erreicht», betont Brigitte Wehrli, die als Beraterin an diesem Vorhaben beteiligt war.

Anlass genug, mit ihr als Fachfrau über die Bedeutung und die künftigen Aufgaben von solchen Organisationen zu sprechen. Brigitte Wehrli-Schindler ist ausgebildete Soziologin und arbeitet heute als Direktorin der Fachstelle für Stadtentwicklung der Stadt Zürich.

Frau Wehrli, warum ist das Interesse am Kolonieleben nicht mehr so gross wie früher?

Brigitte Wehrli: Für die Jungen ist das nicht mehr so aktuell, weil das Freizeit- und Sportangebot heute unglaublich viel grösser ist. Das Interesse daran hängt sicher auch mit der Lebensphase zusammen: Familien mit Kindern und ältere Menschen orientieren sich erfahrungsgemäss stark am

Quartier und Wohnumfeld, während die Jüngeren sich davon entfernen und sich lieber in der Stadt oder woanders treffen.

Sind die Koloniekommissionen noch zeitgemäss?

Sie sind heute wieder sehr zeitgemäss. Viele Leute beklagen die Individualisierung und Anonymisierung der Gesellschaft, immer mehr Aufgaben werden an den Staat herangetragen. Doch der Staat kann nicht alle Aufgaben übernehmen. Der Ruf nach Zivilgesellschaft, Bürgersinn und Nachbarschaft muss auch tatsächlich umgesetzt werden. Und dazu braucht es dringend eine (Selbst-)Organisation in den Wohnquartieren, zum Beispiel für alleinerziehende Frauen mit der Betreuung von Kindern oder durch Nachbarschaftshilfe für ältere Menschen. Daher glaube ich, dass Koloniekommissionen oder andere Formen von Mieterorganisationen nötiger denn je sind. Ihre Wichtigkeit zeigt auch eine Untersuchung, die ich kürzlich über die Sozialbetreuung gemacht habe: Betagte Menschen sind in den Quartieren, in denen Baugenossenschaften stark vertreten sind, besser integriert. Die Leute kennen sich eher und schauen zueinander.

In neuen Siedlungen ist das Interesse überraschend gross.

Wie erklären Sie sich das?

Auch Siedlungen durchlaufen eben verschiedene Lebensphasen. Sehr oft gibt es eine grosse Anfangseuphorie mit vielerlei Aktivitäten, wo alle mitmachen wollen. Dann treten meist Ermüdungserscheinungen auf, und das Interesse geht zurück. Später kommen wieder neue Leute, die das wieder spannend finden.

Wie muss eine Koloniekommission das Angebot gestalten?

Nicht zuviele gesellige Anlässe. Alle zwei Wochen zusammen Würste zu braten, ist nicht so sehr ausschlaggebend. Wichtig ist aber eine gewisse Grundstruktur, damit die Leute sich kennenlernen und wissen: Wenn etwas passiert, ist jemand da.

Sind Kokos ein Modell für andere Vermieter ausserhalb der Baugenossenschaften?

Für grosse Vermieter wie institutionelle Anleger oder auch die städtische Liegenschaftenverwaltung ist es sehr empfehlenswert, Mieterorganisationen zu unterstützen. Sie bieten der Bewohnerschaft den Rahmen, um Nachbarschaftshilfe zu organisieren und ihre Interessen zu diskutieren oder auch gesellige Anlässe zu veranstalten. Es gibt immer Leute, die sofort Kontakte knüpfen, aber auch andere, die kaum von sich aus den ersten Schritt tun und etwas abseits stehen. Gerade sie profitieren von einer gewissen Organisation.

Wie sollen Koloniekommissionen bei Konflikten reagieren?

Viele sagen, sie möchten nicht Polizei spielen.

Schiedsrichter spielen wäre eigentlich gerade gut. Die Bewohnerschaft sollte lernen, Konflikte selbst zu regeln und zu lösen. Aber es ist auch meine Erfahrung, dass sich Mieter-täte oft davor scheuen einzugreifen.



Brigitte Wehrli-Schindler



Allgemeine Baugenossenschaft Zürich, Kolonie Sihlfeld 2, erbaut 1929. Malerei über Erkerfenster an der Sihlfeldstrasse 162 von Wilhelm Hartung.

Bauen, bilden, beflaggen:

Die Siedlung als Kulturvermittlerin

Angesichts der bescheidenen Fassadenfluchten der frühen innerstädtischen Genossenschaftssiedlungen oder der durchgrüneten Zeilenbauten der 50er und 60er Jahre kann man sich unter dem «kulturellen Beitrag» der Wohngenossenschaften zunächst nur wenig vorstellen. Genossenschaften bauten erschwinglichen Wohnraum für Arbeiter und ihre Familien – nichts weniger und nichts mehr. Erstmals in der Geschichte nämlich baute man in den zwanziger Jahren selbstbewusst für die Arbeiterklasse – und das sollte auch nicht versteckt, sondern im Gegenteil gut sichtbar sein. Dazu trug das auffälligste Merkmal der frühen Genossenschaftsbauten bei: ihre farbigen, oft roten oder rotgelben Fassaden, die einen «Kasernen-eindruck» verhindern und dafür stolze Präsenz markieren sollten.

Text: Ursina Jakob

Fotos: Francisco Carrascosa

Eigene Ästhetik – eigene Feste

Betont sind vor allem die Hofdurchgänge: stolze Bögen, die die «Ihrigen» in meist grosszügige unbebaute Innenhöfe einladen. Manchmal weisen die Fassaden zur Strasse Maleereien oder Reliefs über den Hauseingängen auf, Motive, die die Arbeit allegorisieren. Arbeit – Lohnarbeit selbstverständlich – war der zentrale Wert. Neben dem Lebensunterhalt verhalf sie zu gleichen Erfahrungen für viele, was die ständig beschworene Solidarität stiften sollte. Die Männer, und zum kleineren Teil auch die Frauen, kannten sich oft vom Arbeitsplatz und aus der Gewerkschaft. Wichtig waren die Höfe, die von den Randbebauungen umschlossen wurden. Im Gegensatz zum privaten Wohnungsbau blieben sie in Genossenschaftssiedlungen frei. Allenfalls ein niedriges Gebäude für die Werkstatt des Abwärts und das sogenannte Kolonielokal war und ist noch da zu finden. Im übrigen bieten die Höfe geschützte Freiräume – die erste und einfachste Massnahme, um den Bewohnerinnen und Bewohnern ein Extra an Lebensqualität zu verschaffen. Eine andere typische Einrichtung ist das sogenannte Kolonielokal: ein Gemeinschaftsraum, gross genug, um die Mitglie-

Familienheimgenossenschaft Zürich, Manessehof, Uetlibergstrasse 20/22: Die Siedlung erhielt 1985 die «Auszeichnung für gute Bauten». Im Innenhof darf die Natur walten.



derversammlungen aufzunehmen. Anlässe dafür gab es in den frühen Jahren reichlich. Neben den Wahl- und Jahresversammlungen regelmässige Spielabende, Vorträge, Feste im Jahreslauf. Am internationalen Genossenschaftstag im Juli beflaggte man die Häuser und stellte Kerzen in roten Bechern in die Fenster – von der Verwaltung zur Verfügung gestellt.

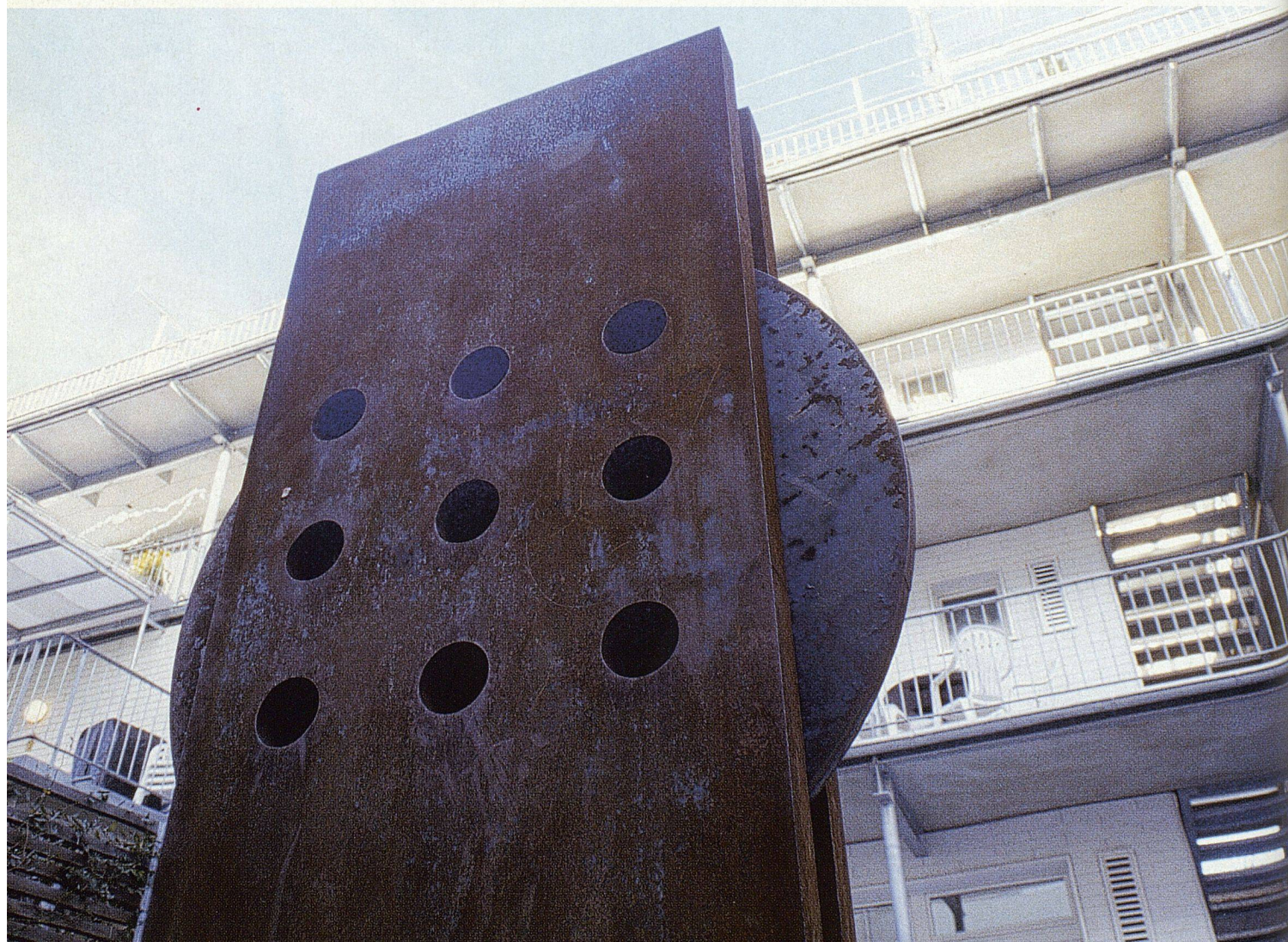
Organisierte Freizeit

Den zumeist sozialdemokratisch und gewerkschaftlich orientierten Genossenschaften ging es in den frühen Jahren um nichts weniger als die Erziehung ihrer Mitglieder zu Genosschafterinnen und Genosschaftern. Das war der Ausgangspunkt aller Genossenschaftskultur. In den Zeiten vor dem Fernsehen war zunächst ein Teil der Freizeit für Arbeiten aufzuwenden, die der Gemeinschaft zugute kamen, für das Beschaffen und Spalten von Brennholz etwa und die Verteilung von zentral eingekauften Lebensmitteln. Wichtig waren sodann die Vorträge und Lesungen, aber auch die gemeinsamen Unternehmungen im Freien, im Arbeitersportverein oder mit den Naturfreunden. Eine

gewisse Körperkultur gehörte ebenso zum Programm wie das (Jodel-)chörli und der Schachklub. Mit der Aufnahme von Emigrantinnen und Emigranten in den dreissiger Jahren, unter denen sich viele Intellektuelle und Künstlerinnen fanden, erfuhren die genossenschaftseigenen Veranstaltungen eine internationale Färbung.

Die grösseren Genossenschaften unterhielten aber auch eigene Bibliotheken. Zudem verschafften sie ihren Mitgliedern vergünstigte Karten für Kino und Schauspielhaus und erlaubten Tür-zu-Tür-Werbung für die «Büchergilde Gutenberg». Das alles gehörte in den frühen Jahren zum genossenschaftlichen Wohnen zwingend dazu. Damit wurden die Genosschafterinnen gleichzeitig kulturell angeregt und in ihrer Privatsphäre diszipliniert. Der Niedergang dieser spezifischen Genossenschaftskultur ging einher mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in den fünfziger Jahren. Nach und nach konnte man sich individuell neue Abwechslung in der Freizeit leisten, Ausflüge mit dem eigenen Auto, Campingferien in Italien. Die Genossenschaft, Zweck- und Solidaritätsverband aus wirtschaftlichen Notzeiten, verkam

Genossenschaft Waidmatt, Zürich-Affoltern, Siedlung In Böden/Wehtalerstrasse. Die Eisenplastik von Vincenzo Baviera wurde speziell für die 1995 fertiggestellte Siedlung geschaffen.





Allgemeine Baugenossenschaft Zürich, Schaffhauserstrasse, Milchbuck: 1993 wurden die 1923 erbauten Häuser innerlich und äusserlich saniert.

zum günstigen Wohnungsangebot, auf weitergehende Leistungen konnte man verzichten, zumal sie oft ziemlich verstaubt wirkten.

Mustersiedlung Freidorf

Besonders augenfällig realisierte der Basler Architekt Hannes Meyer genossenschaftliches Gemeinschaftsleben. In seiner symmetrisch in einem Dreieck angelegten Wohnanlage bei Muttenz, dem Anfang der zwanziger Jahre erbauten «Freidorf», thront in der Mitte das Gemeinschaftshaus. Es enthält neben einem Saal zum Festefeiern eine Bibliothek, einen Laden, ein Restaurant und eine Kegelbahn. Ausserdem sind Schulräume, Werkstätten und Gästezimmer hier untergebracht – denn in seiner Blütezeit wurden im Freidorf Seminare der internationalen Genossenschaftsbewegung durchgeführt. Die Auftraggeber – eine Stiftung des Verbands Schweizerischer Konsumvereine – erwarteten vom Architekten nicht weniger als das bauliche Konzept für einen neuen Lebensstil. Und dieser, Sozialist aus Überzeugung, gab dem in nicht unpathetischen Worten statt: «Hier ist alles co-op. Co-op heisst Cooperation. Cooperation heisst Genossenschaft. Co-op die Menschen und alle Nah-

rung und Satzung und Kleidung und Zeitung. Co-op aller Bedarf und Herbstobst und Krafftutter und Brennstoff und Volksschuh. Co-op alle Behausung und Schenke und Schule und Tanzsaal und Kaufladen.»

Jugendcafé

Eine besondere Bevölkerungsgruppe hatte die «Genossenschaft der Proletarischen Jugend» im Blick. Sie baute Mitte der dreissiger Jahre im Zürcher Sihlfeld ein Haus mit Einzelzimmern und Kleinwohnungen, einem alkoholfreien Restaurant, Werkstätten und einem Fotolabor. Das heute noch existierende «Café Boy» wurde bald zum Treffpunkt linker Jungendlicher und politischer Emigranten und Emigrantinnen.

Disziplin forderten die genossenschaftlichen Verwalter von alt und jung mit Hausordnungen, die das Waschen genau regelten und verbotene Kinderspiele auflisteten. Trotzdem gab es Anlass zu Klagen. So schrieb etwa die Genossenschaft «Selbsthilfe» in ihrem Jahresbericht 1930: «Besonders betrübend ist zu sehen, wie von Seiten der Kinder die Anlagen, Pflanzen und Sträucher verdorben werden, aber noch

betrübender ist, dass Eltern dies ruhig geschehen lassen und bei Reklamieren der Abwärts diese einfach ignoriert, ja sogar die Kinder noch zum Ungehorsam aufgefordert werden.»

Genossenschaftsarchitektur

Anders als zum Beispiel in Deutschland vermied die Genossenschaftsbewegung hierzulande architektonische Experimente. Das hat zum Teil mit den hochgehaltenen Arbeitertugenden der Gründungsjahre zu tun. Man wollte gesunde und «rechte» Wohnverhältnisse für alle, aber ja kein Nachäffen bürgerlicher Moden. Mit dem Effekt, dass auch kaum Experimente gewagt wurden – obwohl es natürlich gerade unter den progressiven Architekten und Architektinnen eine ganze Reihe mit dem «richtigen», sozialistischen und sozialen Bewusstsein, gegeben hätte. Zum Beispiel Paul Artaria, Max Ernst Haefeli, Carl Hubacher, Werner M. Moser, Emil Roth und Hans Schmidt. Sie haben gemeinsam die Ausnahme, die Genossenschaftssiedlung Neubühl in Zürich-Wollishofen, erstellt. Ein Beispiel für eine Stadtrandsiedlung nach den Vorstellungen des Neuen

Bauens, das bis heute internationale Bekanntheit genießt. Allerdings war das Neubühl weniger ein Selbsthilfeprojekt der Arbeiter als eines der beteiligten Architekten, die ihre neuen städtebaulichen Visionen umsetzen wollten, dafür billiges Land weitab von der damaligen Stadt kauften und eine Zeilenbebauung mit breitem Wohnungsangebot – vom 6-Zimmer-Reihenhaus bis zur 1-Zimmer-Wohnung erstellten.

Heute haben die Genossenschaften etwas mehr finanziellen Spielraum, erlauben sich auch einmal etwas mehr als das unbedingt Nötige und erstellen da und dort modellhafte Wohnsiedlungen. Schliesslich haben sich auch die Vorstellungen dessen, was eine angemessene Gestaltung des Wohnumfeldes ist, gewandelt. Repräsentative Vorgärten und Schaugrün sind grosszügigen Gemeinschaftsbereichen und Pflanzgärten gewichen. Und im besten Fall kommt auch die künstlerische Gestaltung zum Zug und allen Mieterinnen und Mietern zugut – wie etwa in der neuesten Überbauung der ASIG in Zürich-Höngg mit den anregenden Satzfragmenten auf raumgliedernden Aussenmauern.

Genossenschaft ASIG, Zürich, Siedlung Rütihof. Schreibtäfel von Jörg Schubiger, 1996: in Beton eingravierte Textteile oder Grussworte in verschiedenen Sprachen.



Ein Shareholder-value für alle

Das Kulturprozent der Migros-Genossenschaften ist eine einzigartige Institution. Im Gegensatz zu anderen wirtschaftlichen Unternehmen fördert die Migros den sozialen und kulturellen Fortschritt ohne penetrante Werbung fürs Geschäft. Wie lange hält die vornehme Zurückhaltung noch an?

Text: Mike Weibel

«Gehen Sie an der Migros vorbei und nach etwa hundert Metern rechts finden Sie das Restaurant», könnte eine Wegbeschreibung lauten. Längst ist das orange M zu einem Bestandteil der nationalen Alltagskultur geworden.

Wegweisend sind aber nicht nur die über 500 M-Filialen in der Schweiz, wegweisend ist insbesondere das einzigartige Kulturprozent der Migros. Danach fliesst mindestens ein halbes Prozent des Detailhandelsumsatzes der (regionalen) Genossenschaften in kulturelle und soziale Engagements. Der Migros-Genossenschafts-Bund (MGB), das Grosshandelsunternehmen des Konzerns, steuert seinerseits mindestens ein Umsatz-Prozent bei. Selbst bei abnehmendem Mittelfluss versiegt der Zustrom in die kulturelle Giesskanne nicht.

So kommt heute die stolze Summe von gegen 110 Millionen Franken jährlich zusammen; setzte doch die Migros schon im Geschäftsjahr 1996 rund 12,7 Mia. im Detailhandel und 3,7 Mia. im Grosshandel um. Das Budget des orangenen Riesen für kulturelle und soziale Zwecke muss den Vergleich mit anderen Mäzenen nicht scheuen. Die Eidgenössische Kulturstiftung Pro Helvetia verteilte letztes Jahr Gelder im Wert von 26 Millionen Franken unter den Kulturschaffenden und deren Institutionen. Gemäss einer Umfrage des Bundesamtes für Statistik von 1992 gaben die Gemeinden 802, die Kantone 574 und der Bund 143 Millionen für Kultur aus.

Das Kulturprozent geht zurück auf Gottlieb Duttweiler – und seine Frau Amalie, die gerade in diesem Bereich eine wichtige Rolle spielte. 1935, also zehn Jahre nach der Gründung der Migros AG, umschrieb Duttweiler seine kulturellen und sozialen Ziele und machte sie gleichzeitig dem Unternehmen zu eigen. Nachdem er 1941 die Aktiengesellschaft in Genossenschaften umgewandelt hatte, verpflichtete er sie, diesen Kurs weiterzuführen. Als Duttweiler die Verpflichtung zum Primat des Kulturellen über das Kaufmännische 1957 festschreiben und gleichzeitig dem Präsidenten der Verwaltungsdelegation das Ressort «Kultur und Soziales» zuhalten will, opponiert allerdings ein wichtiger Teil seiner Mitarbeiter. Doch der Patron setzt sich – fünf Jahre vor seinem Tod – in der Delegiertenversammlung durch. Tatkräftig hatte der Migros-Gründer schon zuvor in die Bildung des kleinen Mannes investiert. Mit eigenem Geld unterstützte er in den vierziger Jahren die Herstellung des «Füsilier Wipf» (Regie Leopold Lindtberg, Hauptdarsteller Paul Hubschmid) und trat wenig später in den Verwaltungsrat der Praesens-Filmproduktion ein. 1944 gründete der unternehmungslustige Mann aus Rüschtikon dann die erste Klubschule, die von Anfang an zum Grosse Erfolg geriet.

Heute fliesst etwa die Hälfte des Kulturprozents in die über 50 Klubschulen und Fitnesszentren der Migros. Weitere 15 Prozent kommen den Freizeit- und Bildungszentren zugute, die als Stiftungen organisiert sind – wie zum Beispiel die Parks «im Grünen». Auch das Gottlieb Duttweiler-Institut und der Landesring der Unabhängigen profitieren vom Geldsegen des Detailhandelskonzerns.

Etwa zehn Millionen Franken stellt die Migros für soziale Zwecke zur Verfügung. Eine Stelle für Sozialfragen entwickelt Projekte, Seminare und Tagungen zu sozialpolitischen Themen. Für Frauen organisiert der MGB Kurse zur beruflichen und persönlichen Entwicklung. Senioren können Aktivferien buchen oder ihr Gedächtnis trainieren. Und für Körperbehinderte gibt es Ferienwochen, die sie gemeinsam mit Migros-Lehrlingen verbringen.

Als soziales Engagement versteht die Migros ebenso ihren Beratungsdienst für Ernährung und Gesundheitsvorsorge. Der Club Minu kümmert sich speziell um übergewichtige Kinder und deren Eltern.

Dann setzt sich das Unternehmen auch im Ausland für sozial Schwächere ein und leistet Entwicklungshilfe. Schliesslich fördert die Migros seit kurzem den Nachwuchs- und Breitensport.

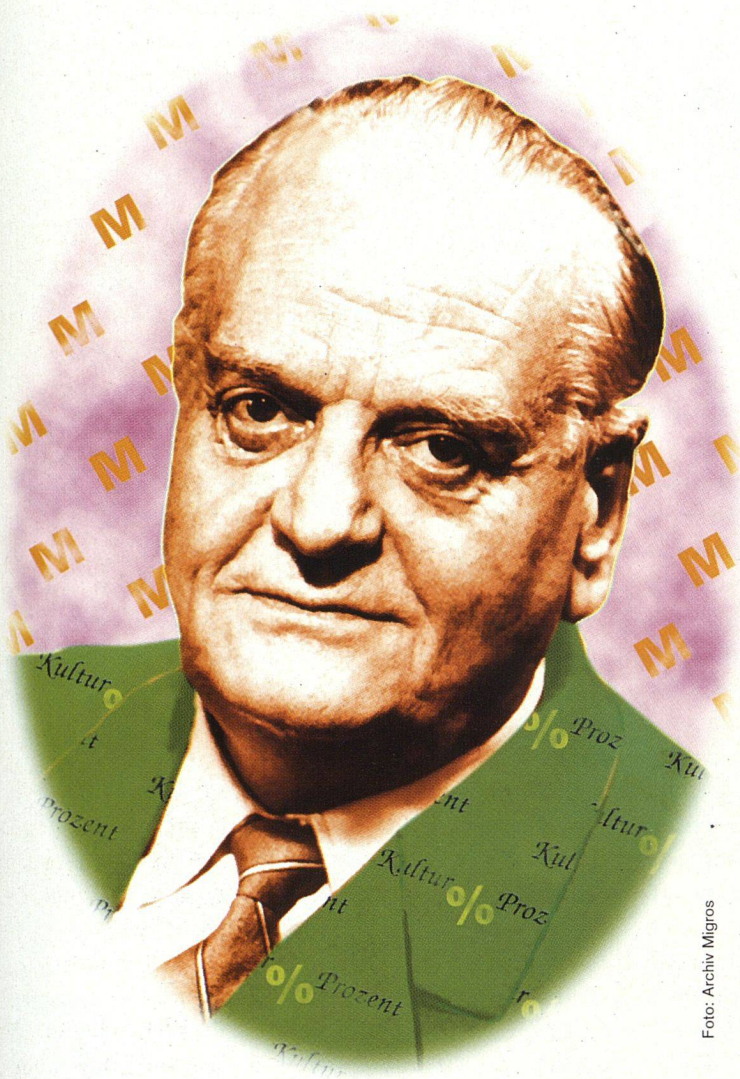


Foto: Archiv Migros

Je erfolgreicher er wurde, desto mehr betonte Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler die soziale und kulturelle Verpflichtung des Unternehmens.

Für die eigentliche Kulturförderung bleibt am Ende noch ein Viertel des grossen Kuchens, immerhin rund 25 Millionen Franken. Diese Summe verteilen bei der Migros Fachstellen, die auf einzelne Kunstrichtungen spezialisiert sind. Das Kulturprozent ist mit seinem Leiter David Bosshard auch in der Direktion der Migros vertreten.

Die kulturellen Aktionen der Migros wirken zweifach: Sie vermitteln den Kunstschaffenden ein Publikum und erleichtern diesem gleichzeitig den Zugang zum kulturellen Angebot. So standen etwa die Klubhaus-Konzerte 1996 unter dem Titel «Sinfonische Weltreise» und ermöglichten es zwölf ausländischen Orchestern, in 15 grösseren und kleineren Schweizer Städten aufzutreten. Im Durchschnitt subventionierte das Kulturprozent jeden Konzertbesuch mit 36 Franken. Über 75000 Besucher/innen kam dies zugute.

1996 eröffnete die Migros das Museum für Gegenwartskunst in Zürich, wo neben Wechselausstellungen die Sammlung des MGB zu sehen ist. Auf dem Programm der M-Tourneen stehen Darbietungen von Tanz und Schauspiel, Oper und Musical, Cabaret und Pantomime.

Besonders gepflegt wird die Schweizer Rock- und New Jazz-Szene sowie das Schweizer Filmschaffen. Gerade in der Filmbranche aber herrscht einige Aufregung um die orangen Aktivitäten. Verteilt das M-Kulturprozent seit 1980 jährlich etwa eine halbe Million Franken an Leinwandprojekte, so hat der neue Kulturprozent-Leiter David Bosshard eine Neuorientierung verordnet. Der Förderrahmen soll in Zukunft auch Video- und Multimedia-Produktionen umfassen.

In einer Pressemitteilung verlautbarte Bosshard, die Migros müsse künftig «vermehrt mit Rotations- oder Moratoriumsmodellen arbeiten». Will sagen: Die Migros verschiebt den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten immer wieder mal und wird damit zu einer weniger berechenbaren Partnerin der Kulturschaffenden.

Zu befürchten sei weiter, sagt ein ehemaliger Kulturprozent-Mitarbeiter, dass das zurückhaltende Mäzenatentum ins verkaufsorientierte Sponsoring übergehe und die Grenzen dazwischen verschwimmen. Wenn die Migros mit ihrem Sponsoring-Budget die Schweizerische Snowboard-Vereinigung unterstützt und mit dem Kulturprozent gleichzeitig die Förderung des Sportnachwuchses und des Breitensports betreibt, ist diese Befürchtung zu einem Teil schon Realität geworden.

Interview

Isolde Schaad Schriftstellerin und Publizistin

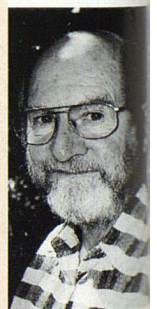
«Wir waren typische WG-Leute aus der 68er-Generation und hatten es irgendwann satt, von einer Wohngemeinschaft in die nächste zu zügeln – deshalb haben wir selber eine gegründet.» 1977 entstand so die kleine Genossenschaft Neuland in Zürich-Wipkingen. Obwohl alle etwas zurückgezogener als früher leben, sind die Kontakte lebendig, und die Autorin schätzt es, in dieser kollektiven Wohnform an verschiedenen Generationen teilhaben zu können: 19 Erwachsene und 10 Kinder leben im «Neuland». Diese mehrheitlich Kreativen und Intellektuellen sind ein gutes Umfeld für die freischaffende schreibende Berufsfrau, auch wenn sie ihr Büro woanders hat. «Künstlerische Arbeit hat keinen Stundenplan, ich schätze den Arbeitsweg als Denkzeit.» Momentan beschäftigt sich Isolde Schaad mit einem grossen Aufsatz für die Kulturzeitschrift DU und mit einem Porträt der Filmerin Isa Hesse. Schaads letztes Opus «Mein Text so blau» wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung zum Buch des Jahres gewählt. «Vor zwanzig Jahren hätte man PR als kapitalistischen Frevel bezeichnet, aber in Zeiten wie diesen muss man Propaganda machen für seine Bücher.» Ein neues Buch ist bereits in Arbeit – zum Thema Entscheidungsmechanismen. Die Genossenschaft als Sujet hat die 53jährige noch nie bewusst verwendet, wohl aber die Personen aus ihrem Umfeld – in verfremdeter Form. «Fiktion entzündet sich immer an der Realität.»

Eric Hattan Künstler und Vermittler

Der 43jährige gelangte vor 18 Jahren durch Zufall in die Basler Genossenschaft Wohnstadt. An der Mörsbergerstrasse gibt es nebst Wohnungen auch ursprünglich als Gewerberäume gedachte Ateliers. «In den ersten 2 Jahren durften wir die Ateliers nach unseren Bedürfnissen umbauen. Wir haben eine beträchtliche Eigenleistung erbracht – mir ist der architektonische Raum und der eigene Lebensraum sehr wichtig. Es ist angenehm, hier zu wohnen und zu arbeiten: Wir brauchen keine Angst zu haben, hinausgeworfen zu werden.» Eric Hattans Atelier ist keine Bohème-Idylle, sondern mehr Büro – die Werkstatt, die er zusätzlich gemietet hat, dient für die Handarbeiten. Per Computer organisiert er Ausstellungen und vermittelt Kultur: «Künstler sollen nicht nur produzieren, sondern sich in Diskussionen einmischen. Meine Interventionen sind oft nicht sichtbare Produkte einer künstlerischen Tätigkeit.» Beispiel: Zusammen mit seiner Partnerin, der Malerin Silvia Bächli, schuf Eric Hattan in der Wohnüberbauung Davidsboden Vorschläge für Eingriffe, Veränderungen und Irritationen in den 16 Hauseingängen. Oder aber er erschafft in einem Ausstellungsraum etwas, was speziell darauf bezogen ist und nach der Ausstellung nicht mehr existiert. Momentan beschäftigt sich Eric Hattan mit den Vorbereitungen zur Teilnahme an einer Gruppenausstellung in Taiwan.

Gianfranco Bernasconi Grafiker und Maler

Schon seit seinem 16. Lebensjahr ist Gianfranco Bernasconi künstlerisch tätig. Er besuchte die Kunstgewerbeschule Zürich, absolvierte eine Grafikerlehre und war nebst Maler und Grafiker auch als Zeichenlehrer tätig. Dass er in einer Genossenschaft wohnt, hat sich «so ergeben»: Bei seiner Heirat 1959 waren in der FGZ Wohnateliers ausgeschrieben. Heute sind Wohnung und Atelier getrennt, beide aber in FGZ-Häusern. Den Grundgedanken des FGZ-Gründers Jakob Peter schätzt er sehr: Möglichst viele Familien sollen zu vernünftigen Bedingungen in grüner Umgebung wohnen dürfen. Und was für ihn als Künstler schön ist: Von der FGZ wurden auch schon Ausstellungen organisiert, in denen alle in der Genossenschaft wohnhaften Kunstschaaffenden mitwirken konnten. «Die FGZ hat in verschiedenen Bauetappen auch an Künstler gedacht und immer wieder Ateliers erstellt. Dadurch habe ich das Glück, in einem schönen, grossen Atelier an ruhiger Lage arbeiten zu können, wofür ich der FGZ sehr dankbar bin.» Das einzige, was Gianfranco Bernasconi an seinem Wohn- und Arbeitsort ärgert, ist der ohrenbetäubende Lärm der stinkenden Blasrohre, welche Gärtner benützen, um Laub zusammenzutreiben. Die Genossenschaft war auch schon Thema einer seiner Arbeiten: Er gestaltete den Umschlag und die Illustrationen zur Jubiläumsschrift «50 Jahre FGZ». Momentan arbeitet er mit einem Kollegen an Entwürfen für den künstlerischen Schmuck eines Neubaus im Aargau.



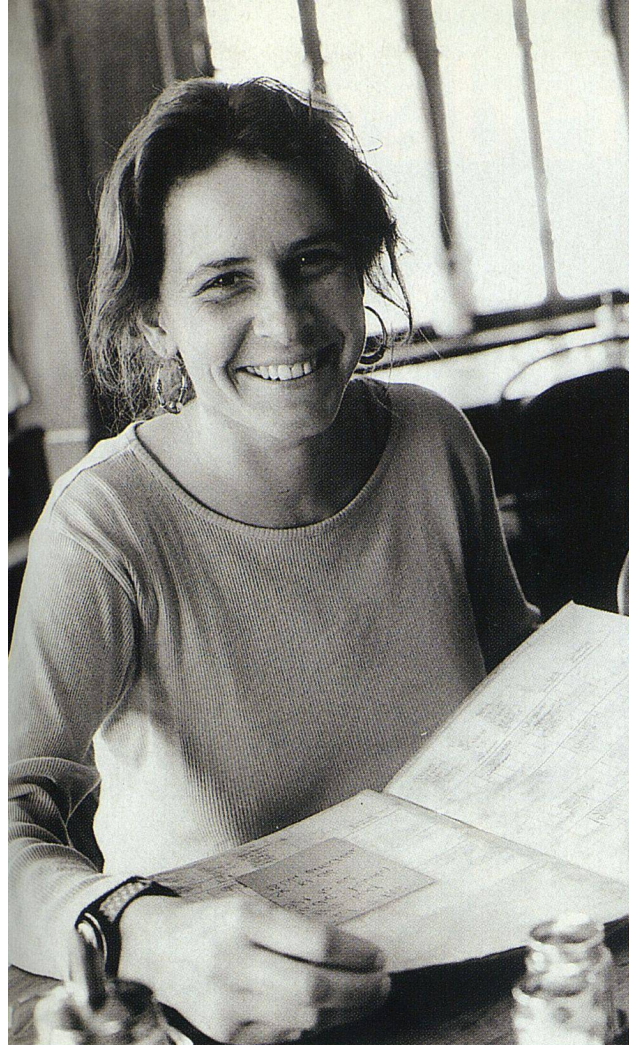


Die Pferdestärke eines Rösslis

Unbeirrt setzt das Rössli in Stäfa auf Selbstverwaltung und präsentiert sich frisch herausgeputzt im Internet. Mit und gegen den Zeitgeist halten sich Beiz und Kulturkarussell seit über zwanzig Jahren auf Trab. Worin liegt die Pferdestärke dieses Rösslis?

Text: Ruedi Angele
Fotos: Thomas Bichsel

Seit der Renovation ist er zwar stabiler. Und doch schwingt der Holzboden Freitag für Freitag mit, biegen sich die Bretter unter den harten Rhythmen einer Technoparty, oder aber unter den lüpfigen Tänzen einer Ländlerkapelle. Dann ist es wieder andächtig still im Rösslisaal, ein wundersamer Film flimmert über die Leinwand, begleitet von Live-Musik am Flügel. Franz Hohler, Pippo Pollina? Vielleicht tritt einer dieser Stammgäste auf, oder aber eine heisse Nachwuchsband, falls nicht Szenen eines freien Theaterensembles angesagt sind. «Tatsächlich, ein bunter Mix», sagt Marcel auf der Maur, der zusammen mit Karin Oswald als Profi auf dem Sekretariat des Kulturkarussells arbeitet. «Vielfalt ist zugleich Credo und Notwendigkeit, um ein genügend grosses Publikum anzusprechen.» Das war nicht immer so. In den tollen Anfangszeiten der siebziger Jahre machte sich das Kulturkarussell Rössli in lautstarkem Widerspruch zum bürgerlichen Establishment seinen Namen. Diese Kunst von und für eine Minderheit war Lebenskunst und als solche frech und dagegen. *Tempi passati*. Heute pflegen vornehme Theaterhäuser Subkultur im eigenen Keller. In einer seltsamen Mischung aus Toleranz und Gleichgültigkeit gedeiht Kultur en masse und ohne Grenzen. – Um so schwieriger für die Veranstalter.



Anders als in der Stadt

Das Kulturkarussell hat den Sprung über die spektakuläre Sturm-und-Drang-Zeit hinaus geschafft. Aus dem unbändigen Tier ist ein Rössli mit langem Schnauf geworden. Ideologische Scheuklappen sind allseits weggefallen. Mit vielschichtiger und auch offenerer Arbeit bietet das Haus heute Kultur für ein breites Publikum. Wobei sich «mainstream» und erlesene Spezialitäten nicht ausschliessen, sondern in bewusster Balance ergänzen; dies im Verlauf von jährlich etwa 60 Veranstaltungen mit 30 bis 300 Gästen.

An die Stelle der damals möglichen Provokation ist eine regionale Ausstrahlungskraft getreten. Das Kulturkarussell Rössli ist kaum mehr von Stäfa wegzudenken und bildet ein starkes Stück kultureller Identität ausserhalb der Stadt. Abgesehen von den Gigs, Szenen und Filmen ist der Saal ein quirliger Treffpunkt. Er birgt rund um die Bühne Geschichte und Geschichten und ist gut für alle möglichen und unmöglichen Begegnungen. Hier dabei zu sein hat eine andere, persönlichere Qualität als in vergleichbaren Lokalen Zürichs. So kommt das Publikum trotz wachsender Konkurrenz ins Rössli. Es entscheidet sich aber von Fall zu Fall und lässt sich – zumal was die Jungen betrifft – kaum mehr als Stammpublikum binden. Zu diesem Trend passt, dass die Mitgliederzahl des Trägervereins seit mehreren Jahren rückläufig ist.

Regionalbewusste Kultur heisst im Rössli übrigens auch, dass einheimische Theaterensembles besonders gepflegt werden: «Il Soggetto» proben und spielen hier; das «operAtten theater Stäfa» bringt zusammen mit Laienschauspieler/innen der Region ureigene Spektakel auf die Rössli-Bühne.

Die einen gehen, andere erproben etwas Neues

So kunterbunt das Angebot insgesamt ist: dahinter stecken klare Prinzipien eines Kollektivs, die Kultur des Karussells selbst. Da gibt es keinen Kulturhai, der das Programm strafft und eigenmächtig managt. Die Ideen entstehen in verschiedenen Köpfen. Diskutiert und entschieden wird in der Programmkommission, einem Plenum, in dem sich neben den beiden Profis nebenamtliche Anreisser/innen engagieren und die Veranstaltungen wenn möglich von A bis Z selber durchziehen. Das ist gewiss nicht die effizienteste Organisationsform, aber über die Jahre hinweg vielleicht die lebendigste. Ein Anhänger von Tanztheater macht sich für seine Sache stark und wird eines Tages von einer Liebhaberin von Dokumentarfilmen abgelöst. Die einen gehen, andere kommen und erproben etwas Neues. Musikalisch ist die Zeit der grossen Blues-Feten im Rössli endgültig abgelaufen. Und siehe da: Stattdessen hat sich unter dem Titel PUT eine Gruppe gebildet, welche in eigener Regie den Sound (inklu-

sive Disco) für die Zwanzigjährigen anbietet und sich inzwischen im Namen und Geist der nächsten Generation im Rössli etabliert hat. So dreht sich das Kulturkarussell mit einer von Einzelperson und Einzelgeschmack unabhängigen Dynamik. Es entwickelt eine Regenerationskraft, die den bunten Laden auf der Höhe der Zeit hält.

Zusammen mit dem Gast sind alle König/innen

Von der (angemessen subventionierten) Kultur zur Wirtschaft im Rössli, zur Beiz. Mangelnder Zulauf ist zwar nicht zu beklagen, aber die Gäste konsumieren weniger. «Unter dem Druck sinkenden Umsatzes müssen wir einen Spagat machen zwischen archaischer Selbstverwaltung und effizienter Wertschöpfung», sagt Felix Woodtli, seit 15 Jahren im Rössli. Auf der einen Seite straffen die Beizer/innen die Abläufe vom Herd bis auf den Teller, reduzieren ihre Sitzungen aufs Nötigste, bauen die Theke um, optimieren die Privatfeste im Rösslisaal als einträglichen Zweig, ziehen einen trendigen Party-Service auf und präsentieren den ganzen Betrieb via Internet. Auf der anderen Seite sind und bleiben im Kollektiv Rössli nicht nur die Gäste, sondern alle miteinander König/innen. Wer sich hier – in Beiz wie Kulturkarussell – engagiert, bringt seine Lebensideen, seine eigenen Ansprüche ein und redet mit. Und vom

Geschäfteführen bis zum Toilettenputzen sind hier alle Arbeiten gleich viel wert. Im Kollektiv ist das alltäglich, selbstverständlich – und deshalb um so verrückter in einer Arbeitswelt, in der immer rüdere Sitten regieren. In dem Sinn ist das Rössli heute vielleicht «alternativer» denn je.

Kein Hausegeist mehr, aber ein eigenes Potential

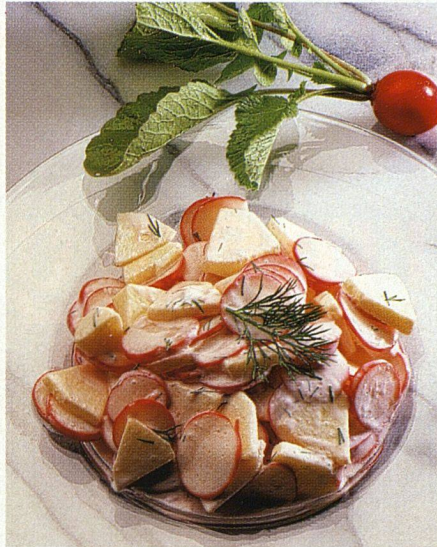
Zu reden wäre neben Beiz und Kulturkarussell von weiteren Betrieben und der traditionell dazugehörigen Wohngemeinschaft unter dem ausladenden Dach des Rösslis. Ausgeprägter als früher gehen heute alle Betriebe ihre eigenen Wege; sie sind nur noch lose in der Hausgenossenschaft (Eigentümerin) miteinander verbunden und kultivieren keinen gemeinsamen Hausegeist mehr. Gleichwohl steckt in diesem grossen herrschaftsfreien Haus, das niemand anderem gehört als denen, die sich hier engagieren, ein eigentümliches schöpferisches Potential. Irgendwo zwischen kreativem Chaos und ordentlicher Professionalität, zwischen konsequenter Selbstverwaltung und cleverem Unternehmertum entsteht immer wieder etwas Neues. Jüngster Spross respektive Ableger ist ein Weinhandlungs-Kollektiv namens Cavino. Wer weiss, was noch kommt? Das gute alte Rössli ist noch nicht fertig erfunden.

Ruedi Angele (Jahrgang 1962) ist Journalist und wirkte von 1990 bis 1991 selber im Team des Kulturkarussells mit. Er ist auch heute noch gerne zu Gast im Rössli.

Thomas Bichsel (Jahrgang 1961) gehört seit 13 Jahren zum Beizenkollektiv. Seine fotografischen Porträts und Szenen aus dem Alltag des Rösslis waren 1997 in einer Ausstellung in der Beiz zu sehen.



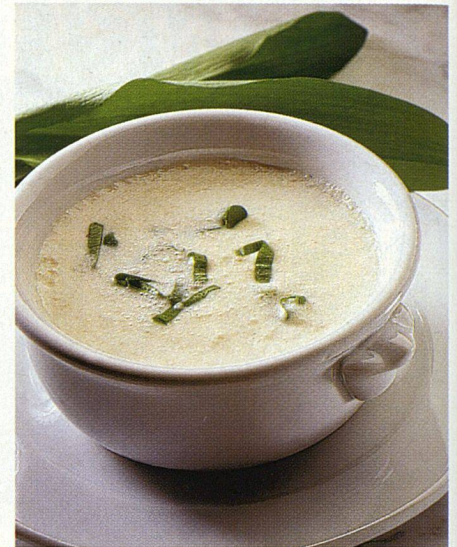
Leicht und fein in den Frühling



Radiesli-Salat

- 4 Bund Radieschen
 - 1 säuerlicher Apfel
 - Saft einer halben Zitrone
 - einige knackige Kopfsalatblätter
 - 5 Esslöffel Joghurt nature
 - 2 Esslöffel saurer Halbrahm
 - Salz, schwarzer Pfeffer aus der Mühle
 - wenig Meerrettich
 - 1 Esslöffel feingehackter Dill
 - 1 Prise Zucker
1. Radieschen waschen, Blattansatz wegschneiden, in feine Scheiben schneiden.
 2. Apfel schälen, vierteln, Kerngehäuse entfernen, in Stückli schneiden und sofort mit Zitronensaft vermischen.
 3. Portionenteller mit schönen Salatblättern auslegen.
 4. Joghurt, sauren Halbrahm, Salz, Pfeffer, wenig Meerrettich, Dill und eine Prise Zucker zu einer Sauce verrühren.
 5. Alles mischen und auf dem Kopfsalat anrichten.

Tip: Anstelle von Radieschen zarten Rettich verwenden.



Bärlauch-Schaumsuppe

- 1 Esslöffel Kochbutter
 - 1 Esslöffel Mehl
 - 1,2 l leichte Geflügelbouillon, möglichst hausgemacht, entfettet
 - 1 grosser Bund frischer, zarter Bärlauch
 - Salz, schwarzer Pfeffer aus der Mühle
 - 1 dl Rahm
1. Die Kochbutter in einer Pfanne erwärmen.
 2. Das Mehl dazugeben und kurz andämpfen; es darf keine Farbe annehmen.
 3. Mit dem Schwingbesen die heisse Geflügelbouillon dazugeben und 10 Minuten unter Rühren kochen lassen.
 4. Die Suppe mit Salz und Pfeffer würzen.
 5. Den Bärlauch waschen, gut trockentupfen, in Streifen schneiden und unmittelbar vor dem Servieren unter die kochende Suppe rühren.
 6. Den Rahm steif schlagen und die Suppe damit verfeinern. Sofort heiss servieren.

Alle Rezepte sind für 4 Personen berechnet

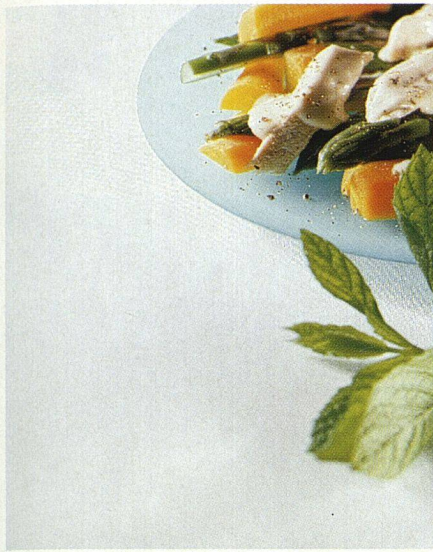
Die vier Rezepte sind dem vom Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten herausgegebenen «Rahmbuch» sowie der ZVSM-Broschüre «Leicht gekocht mit Rahm» entnommen.

Rezepte Rahmbuch: Peter Ritz, Rezept Broschüre: Susanne Vögeli.

Das Kochbuch ist in Deutsch, Französisch und Italienisch für 25 Franken erhältlich beim ZVSM, Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten, Weststrasse 10, 3000 Bern 6, Tel. 031-359 57 28, Fax 031-359 58 55.

Fotos Suppe, Salat, Dessert: Marie-Therese Furrer

Foto Frikassee: Fotostudio Trnka, Zürich



Pouletfrikassee mit Spargeln

300 g Pouletbrüstli
 300 g Rüebli
 500 g grüne Spargeln
 2 dl Geflügelfond
 1 Zweiglein Minze
 3 Esslöffel Sherry
 1 Becher Saucenrahm à 180 g
 Salz, schwarzer Pfeffer

1. Pouletbrüstli auf ein Dampfsieb legen, etwa 20 Minuten garen, warmstellen.
2. Gemüse rüsten, kleinschneiden, auf dem Sieb knackig dämpfen, warmstellen.
3. Für die Sauce Geflügelfond und Minze mit Sherry aufkochen. Saucenrahm zugeben, nochmals aufkochen, Minze entfernen und würzen.
4. Pouletbrüstli in 1–2 cm grosse Stücke schneiden und in die Sauce geben.
5. Das Gemüse auf vorgewärmte Teller anrichten, das Frikassee verteilen und mit Pfeffer übermahlen.

Dazu schmecken Reis oder feine Nüdeli.



Rhabarberauflauf

600 g Rhabarber
 1 dl Weisswein
 5 Esslöffel Zucker
 abgeriebene Schale einer halben Zitrone
 150 Amaretti
 1 Block Vanilleglace
 2 Eier
 1 Päckli Vanillezucker
 1,5 dl Rahm

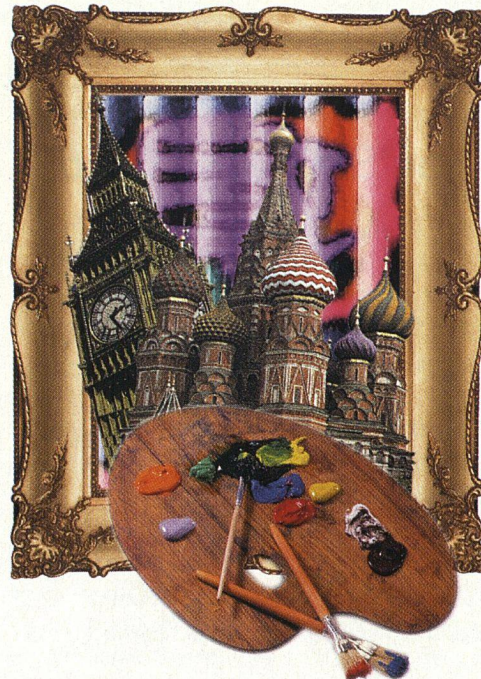
1. Rhabarber waschen, schälen, in Stückli schneiden. Mit Zitronenschale, zwei Esslöffeln Zucker und Weisswein knapp weich kochen. Erkalten lassen.
2. Amaretti zerkrümeln und die Hälfte davon in eine breite Gratinform – oder in Portionen-Soufflé-Förmchen verteilen.
3. Das Vanilleeis aus dem Tiefkühler nehmen, in Scheiben schneiden, in die Gratinform verteilen und die Gratinform sofort in den Tiefkühler geben.
4. Eier trennen, Eigelb mit zwei Esslöffeln Zucker und Vanillezucker sehr schaumig rühren.
5. Rahm steif schlagen und sorgfältig mit Eigelbcreme vermischen.
6. Eiweiss steif schlagen, dann den restlichen Zucker zugeben und so lange schlagen, bis eine weisse, glänzende und sehr dicke Masse entsteht.
7. Die Meringuemasse mit der Eigelbcreme und den restlichen Amaretti krümeln vermischen.
8. Gratinform aus dem Tiefkühler nehmen und das erkaltete Kompott darüber verteilen.
9. Den Amarettischaum darüber verteilen und im sehr heissen Backofen bei 280 Grad 3–4 Minuten überbräunen. Sofort servieren.

von Stefan Baldauf



eXtra

Wer findet die sechs Unterschiede?



Illustrationen: Visions 'n' art

| | | | | | | | | | | |
|---|---|--|----|---|---|--|--|---|---|--|
| Schweizer Autorin | ungar. Nationalanz Feierliches Gedicht | Computer-Daten- scheibe | | Sonnenland d. gr. Sage Auto- benzinart | Ver- fassungs- urkunde | Vesper, Zwischen- mahlzeit a. Nachmittag | | Fleck Verdau- ungstrakt | junger Mensch um d. 20 Jahre | deutscher Schau- spieler, † 1960 |
| | | | 11 | | | | | | Stadt in St. Gallen ugs. .ausge- lass. Feier | |
| | | un- geglättet Raumfahrt- behörde | | | | Organ ostspan. Küstenfluss | | | | Fisch- behältnis |
| schlecht gewürzt Stadt in Nevada | | 12 | | Götti Seuche im Mittelalter | | 13 | | Kletter- trieb Fluss- barsch | | 1 |
| sehr feucht, klamm | elektrische Massenheit nicht rechtzeitig | | | | | | austral. Strauss Betonungs- zeichen | | 2 | Kantons- autokz. engl. Län- genmass |
| | | | | Geschäfts- gewinn allröm. Sonnergott | | 6 | | Luftkurort i. Engadin span. Prin- zentitel | | |
| Scherz, Ver- gnügen | 7 | | | Schank- tisch im Lokal | | | Anwalts- kunde alger. Ge- röllwüste | | | des Menschen Innerstes, Psyche |
| dichtes, festes Leinen- gewebe | Leeren von Woh- nungen | Wiener Mimin poetisch: Frühling | | | Verfall, Untergang Europäer | | 5 | | Ton- bezeich- nung Grosseule | |
| | | | | Weber- kamm eh Raummass für Schiffe | | | | Wagen- ladung | | |
| | | | | Gelände- erhebung Widerwärt- igkeit | | | | dicht dabei ge- schlossen | Name der Griechen bei Homer | nieder- ländische Käsesorte |
| Teilzahlung | Reine- machen | englisch: Kinderfrau Zollkz. am Lkw, Abk. | | | | v. d. Küche aus geheizt. Kachelofen m. Ofenbank | | Teigware altes Wort für Sage | | |
| | | 10 | | | | Zugtier- Halsbügel Keim- zelle | | | 4 | Ab- schie- dungs- wort |
| | | | | Trumpf- neun beim Jass | un- gebraucht Hauptstadt von Italien | | | zu keiner Zeit | ehemalig: Sammlung berühmter Zitate | italie- nisch: drei |
| US-Ame- rikaner | Kantons- bewohner | | | | nicht aussen Boxbegriff | | | | Behörde chem. Z. für Tantal | |
| gleich- gültig, einerlei | Bahn- Zug- maschine (Kurzwort) | | | 9 | | englische Herren- anrede | | Produkt aus Kohle | | 8 |
| | | 3 | | schäd- liches Insekt | | | | Röst- vor- richtung | | |

319552

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|----|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 | 11 | 12 | 13 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|----|----|----|----|

Gewinnen Sie bares Gold!

Vielleicht winken Ihnen bald goldige Zeiten! Wenn Sie des Rätsels Lösung fristgerecht einschicken, nehmen Sie an der Verlosung der vier von der Zürcher Kantonalbank gesponserten Goldpreise teil. Lassen Sie sich die Chance auf einen ZKB-Goldbarren nicht entgehen!

- 1. Preis: 1 × 20 Gramm Gold
- 2. Preis: 1 × 10 Gramm Gold
- 3. Preis: 1 × 10 Gramm Gold
- 4. Preis: 1 × 10 Gramm Gold

Ihre Lösung schicken Sie mit Absender bis zum 30. April 1998 an Redaktion wohnen, Preisrätsel, Postfach, 8057 Zürich.

Die Gewinner/innen werden ausgelost und sofort benachrichtigt. Über das Rätsel wird keine Korrespondenz geführt.



Impressum:
extra

Ausgabe 1/98

Beilage zum
«wohnen» Nr. 3

Herausgeber:
SWW

Redaktion:
Redaktion «wohnen»

Visuelle Gestalt:
Markus Galizins
Zürich

Lithos/Druck:
gdz AG Zürich